

(Nachdruck verboten.)

18]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Als Kornei mit dem Geschirr fortgegangen war, wollte Nechjudow zum Samowar treten, um Thee zu trinken, aber als er Agrafena Petrownas Schritte hörte, ging er schnell, um sie nicht zu sehen, ins Gastzimmer und schloß die Thür hinter sich.

Dieses Zimmer, das Gastzimmer, war dasselbe, in welchem vor drei Monaten seine Mutter gestorben war. Als er jetzt das Zimmer betrat, das durch zwei Lampen mit Reflektoren erhellt war — die eine vor dem Porträt seines Vaters, die andre vor dem der Mutter — erinnerte er sich seiner letzten Beziehungen zur Mutter, und diese Beziehungen erschienen ihm unnatürlich und widerwärtig. Auch das war schändlich und häßlich. Es fiel ihm ein, wie er in der letzten Zeit ihrer Krankheit geradezu ihren Tod gewünscht hatte. Er sagte sich, daß er ihn deshalb gewünscht hätte, damit sie von ihrem Leiden erlöst würde, aber in Wirklichkeit hatte er es gethan, damit er selbst vom Anblick ihres Leidens befreit würde.

Im Wünsche, eine angenehme Erinnerung an sie in sich wachzurufen, schaute er ihr Porträt an, das für fünftausend Rubel von einem bedeutenden Maler gemalt war. Sie war in schwarzem Sammetkleide, mit entblößtem Busen dargestellt. Der Künstler hatte augenscheinlich mit besonderer Sorgfalt den Busen, den Zwischenraum zwischen beiden Brüsten, die Schultern und den Hals mit blendender Schönheit gemalt. Das war nun vollends schändlich und häßlich. Abscheulicher Hohn lag in dieser Darstellung der Mutter als halbentblößte Schönheit, und der Hohn war nun so verabscheuungswürdiger, als in diesem selben Zimmer vor drei Monaten dieselbe Frau, ausgehöhrt wie eine Mumie, und dabei nicht nur das ganze Zimmer, sondern sogar das ganze Haus mit qualvoll widerlichem, durch nichts zu vertreibendem Geruch erfüllend, gelegen hatte. Es kam ihm vor, als wenn er noch jetzt diesen Geruch spürte. Und ihm fiel ein, wie sie am Tag vor ihrem Tod seine starke weiße Hand mit ihrem knöchernen schwärzlichen Händchen ergriffen, ihn in die Augen geschaut und gesagt hatte: „Verurteile mich nicht, Mitja, wenn ich das nicht gethan habe.“ Dann waren in ihre von Leiden trübe gewordenen Augen Thränen getreten. „Diese Abscheulichkeit!“ sagte er sich noch einmal mit einem Blick auf die halbentblößte Frau mit herrlichen Marmorschultern und Marmorhänden und einem siegreichen Lächeln. Die entblößte Brust auf dem Porträt erinnerte ihn an ein andres junges weibliches Wesen, das er neulich ebenso entblößt gesehen hatte. Das war Miski gewesen, die sich einen Verwandt erdacht, um ihn abends zu sich zu bitten, damit sie sich ihm in dem Kleid zeigen könnte, in dem sie zu Ball gehen wollte. Er dachte mit Abscheu an ihre schönen Schultern und Arme. Und dann dieser rohe, sinnliche Vater mit seiner Vergangenheit, seiner Grausamkeit, und die schöngestirnte Mutter mit ihrem zweifelhaften Ruf. Alles das war abstoßend und gleichzeitig schändlich. Schändlich und häßlich; häßlich und schändlich.

„Nein, nein,“ dachte er, „ich muß mich frei machen; frei machen von all diesen verkehrten Beziehungen zu Kortschagin, zu Maria Wassiljewna, zur Erbschaft und zu allem übrigen... Ja, frei atmen. Ins Ausland fahren, nach Rom, mich mit meinem Gemälde beschäftigen.“

Er gedachte seiner Zweifel an seinem Talent... Ach, das war alles einerlei; nur frei aufatmen. Zuerst nach Konstantinopel, dann nach Rom, nur sich schnell der Obliegenheiten als Geschwornener entledigen. Und die Geschäfte mit dem Advokaten in Ordnung bringen.

Und plötzlich drang mit ungewöhnlicher Lebendigkeit die Gefangene mit den schwarzen schielenden Augen in seine Einbildungskraft. Wie hatte sie geweint, als den Angeklagten zuletzt das Wort erteilt war! Er zerknüllte schnell die ausgerauchte Cigarre im Aschenbecher, löschte sie aus und zündete eine andre an und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Und einer nach dem andern begannen alle Augen-

blicke, die er mit ihr verlebte, in seiner Vorstellung zu erscheinen. Er erinnerte sich des letzten Zusammentreffens mit ihr, der Leidenschaft, die ihn damals gefangen hielt, und der Enttäuschung, die er dann erfuhr. Er dachte an ihr weißes Kleid mit blauem Band, dachte an den Frühgottesdienst. „Ich hab' sie doch geliebt, aufrichtig geliebt, mit guter, reiner Liebe in jener Nacht; hab' sie auch früher schon geliebt; und wie hab' ich sie geliebt, als ich zum erstenmal bei den Tanten wohnte und mein Werk schrieb!“ Und er stellte sich in der Erinnerung so vor, wie er damals gewesen war. Ihn wehte jene frische Jugend und Fülle des Lebens von damals wieder an, und ihm wurde quälend traurig zu Mute.

Der Unterschied zwischen demjenigen, der er damals gewesen war, und dem, der er jetzt war, war ungeheuer, war ebenso groß, wenn nicht noch größer, als der Unterschied zwischen Katjuscha in der Kirche und dem Mädchen, welches sie heute morgen verurteilt hatten. Damals war er ein mutiger, freier Mensch gewesen, dem sich unendliche Möglichkeiten eröffneten; jetzt fühlte er sich auf allen Seiten im Garn eines dünnen, leeren, ziellosen, nichtigen Lebens verstrickt, aus dessen Fäden er keinen Ausweg sah und in der Hauptfache auch keinen finden wollte. Er erinnerte sich, wie er einst auf seine Aufrichtigkeit stolz gewesen war, wie er sich einst zum Grundgesetz gemacht, immer die Wahrheit zu sagen und wirklich wahrhaftig gewesen war, und wie er jetzt ganz in der Lüge drin steck — in der allerschrecklichsten Lüge, in der Lüge, die von allen Leuten seiner Umgebung als Wahrheit anerkannt wurde. Und aus dieser Lüge gab es keinen Ausweg — wenigstens sah er keinen. Er hatte sich mit ihr beschnüht, sich an sie gewöhnt, sich mit ihr verzärtelt.

Wie konnte er sein Verhältnis zu Maria Wassiljewna, zu ihrem Manne so lösen, daß er sich nicht schämen mußte, ihm und seinen Kindern in die Augen zu sehen? Wie sein Verhältnis zu Miski ohne Lüge lösen? Wie aus dem Widerspruch zwischen der Anerkennung der Unerlaubtheit des Grundeigentums und dem Erbbesitz von der Mutter her sich herauswinden? Wie seine Sünde gegen Katjuscha wieder gut machen? Denn so konnte es nicht bleiben. „Ich darf nicht ein Weib verlassen, das ich geliebt habe, und mich damit begnügen, daß ich dem Advokaten Geld gebe und sie vom Zuchthaus befreie, das sie gar nicht verdient. Eine Schuld mit Geld wieder gut machen, ist dasjenige, was ich damals that, als ich meine Pflicht zu erfüllen glaubte, indem ich ihr Geld gab!“

Und er erinnerte sich lebhaft des Augenblicks, wo er ihr im Korridor nachgeheult, ihr das Geld eingesteckt hatte und fortgelaufen war. „Ach, dieses Geld!“ dachte er mit Schreck und Abscheu, gerade so wie damals, an jenen Augenblick. „Ach, diese Schändlichkeit!“ sagte er, gerade wie damals, plötzlich laut. „Nur ein abscheulicher Mensch, ein Nichtswürdiger konnte das thun! Und ich, ich bin dieser Abscheuliche und Nichtswürdige!“ sagte er laut. „Ja, bin ich denn wirklich, in der That — er hielt im Gehen an — „bin ich wirklich, in der That ein richtiger Nichtswürdiger? Aber was denn sonst?“ antwortete er sich. „Und ist es etwa das allein?“ fuhr er fort, sich zu überführen. „Ist etwa Dein Verhältnis zu Maria Wassiljewna und zu ihrem Manne keine Schändlichkeit und keine Gemeinheit? Und Dein Verhältnis zum Hab und Gut? Unter dem Vorwande, daß das Geld von der Mutter herrührt, genießt Du den Reichtum, den Du für unerlaubt hältst? Und Dein ganzes müßiges, häßliches Leben? Und als Krone des Ganzen — Dein Verfahren mit Katjuscha. Nichtswürdiger, abscheulicher Mensch! Sie, die Leute mögen über mich urteilen, wie sie wollen; sie kann ich betrügen, aber mich selbst betrüge ich nicht.“

Und er begriff plötzlich, daß die Abneigung, die in der letzten Zeit gegen die Menschen gefühlt, und besonders heute gegen den Fürsten und gegen Sofja Wassiljewna, und gegen Miski, und gegen Kornei gefühlt — Abneigung gegen sich selbst war. Und wunderbar: in diesem Gefühl der Anerkennung seiner Gemeinheit lag etwas Krankhaftes und gleichzeitig Freudiges und Beruhigendes.

Es war schon mehrmals im Leben mit Nechjudow dasjenige vorgegangen, was er eine „Seelenreinigung“ nannte. Er nannte aber Seelenreinigung den seltsamen Zustand, in

welchem er plötzlich, nach bisweilen großem zeitlichen Zwischenraum eine Verlangsamung, bisweilen aber auch ein Aufhören seines Innenlebens bemerkte und sich daran machte, diesen ganzen Schmutz auszuföhren, der sich in seiner Seele angehäuft und der die Ursache jenes Aufhörens war.

Nach solchem Erwachen machte Nechljudow sich stets zur Regel — was er schon immer hatte thun wollen — ein Tagebuch zu führen und ein neues Leben zu beginnen, das er nie mehr zu ändern hoffte. Aber jedesmal verführten ihn die Lockungen der Welt, und er fiel wieder, ohne es zu bemerken, oft tiefer, als er früher gestanden hatte.

So hatte er sich mehrmals gereinigt und erhoben: so war es ihm zum erstenmal ergangen, als er im Sommer zu den Tanten kam. Das war das allerlebhafteste, begeistertste Erwachen. Und seine Folgen dauerten ziemlich lange. Dann fand eben solches Erwachen statt, als er aus dem Staatsdienst ausgetreten und im Wunsche, sein Leben zu opfern, zur Zeit des Kriegs in Kriegsdienste getreten war. Aber da ging die Verschmutzung sehr schnell vor sich. Dann fand ein Erwachen statt, als er seinen Abschied nahm, ins Ausland ging und sich mit Malerei zu beschäftigen begann.

Von der Zeit an bis zum heutigen Tage war eine lange Zeit ohne Reinigung vergangen, und deshalb war er noch niemals zu einer solchen Verschmutzung, zu einem solchen Zwiespalt zwischen dem, was sein Gewissen forderte, und dem Leben, welches er in Wirklichkeit führte, gelangt; und er erschraf, als er diesen Abstand sah.

Dieser Abstand war so groß, die Verschmutzung so stark, daß er im ersten Augenblick an der Möglichkeit einer Reinigung verzweifelte. „Ich habe ja schon versucht, mich zu vervollkommen und zu bessern, und es ist nichts dabei herausgekommen“, sprach in seiner Seele die Stimme des Verführers, „also wozu es noch einmal versuchen? Nicht du allein, sondern alle führen solches Leben.“ sagte diese Stimme. Aber das freie geistige Wesen, welches allein wahrhaftig, allein mächtig, allein ewig ist, war schon in Nechljudow erwacht. Und er konnte nicht anders, als ihm glauben. Wie ungeheuer auch der Abstand war zwischen dem, der er war, und dem, der er sein wollte — dem erwachten geistigen Wesen erschien alles möglich.

„Ich zerreiße diese Lüge, in die ich verstrickt bin, was es mir auch kosten mag, sage all und jedem die Wahrheit und handle nach der Wahrheit.“ sagte er laut, entschieden zu sich. — „Ich sage Niemi die Wahrheit, daß ich ein Büstling bin und sie nicht heiraten kann und sie nur umsonst beunruhigt habe; ich sage Maria Wassiljewna, der Frau des Adelsmarschalls — nein, ihr habe ich nichts zu sagen, ich sage ihrem Manne, daß ich ein Nichtswürdiger bin und daß ich ihn betrogen habe; und über die Erbschaft werde ich so verfügen, daß ich die Wahrheit anerkenne. Ich werde ihr, Katjuscha, sagen, daß ich ein Nichtswürdiger und vor ihr schuldig bin, und werde alles thun, was ich kann, um ihr Schicksal zu erleichtern. Ja, ich werde sie wiedersehen und werde sie bitten, mir zu verzeihen. Ja, ich werde um Verzeihung bitten, wie Kinder um Verzeihung bitten.“

Er blieb stehen.

„Ich werde sie heiraten, wenn es nötig ist.“

Er blieb stehen, faltete die Hände auf der Brust, wie er es gethan, als er ein kleiner Junge war, hob die Augen in die Höhe und sagte:

„Lieber Gott, hilf mir, belehre mich,kehr bei mir ein und reinige mich von aller Unsauberkeit.“

Er betete, bat Gott, ihm zu helfen, ihn zu läutern; und inzwischen war das, um was er bat, schon geschehen. Er fühlte nicht nur Freiheit, Mut und Lebensfreude, sondern fühlte die ganze Macht des Guten. Alles, alles Gute, was ein Mensch nur thun kann, fühlte er sich jetzt im Stande auszuführen.

In seinen Augen waren Thränen, als er sich das sagte; gute Thränen und schlechte Thränen; gute Thränen deshalb, weil es Freudenthränen waren über das Erwachen des geistigen Wesens in ihm, welches die ganzen Jahre hindurch in ihm geschlafen hatte; und schlechte Thränen deshalb, weil es Thränen der Reue über sich selbst, über seine Tugend waren.

Ihm wurde heiß. Er trat zum Fenster, aus dem die Vorsatzfenster herausgenommen waren, und öffnete es. Das Fenster ging auf den Garten hinaus. Draußen war eine stille frische Mondnacht; auf der Straße donnerten Räder, dann ward alles still. Gerade unter dem Fenster war der Schatten von Zweigen einer hohen kahlen Pappel sichtbar,

die mit all ihren Nebenästen deutlich auf dem Saude der sauber gefegten Terrasse lag. Dinst war das Dach eines Schuppens, das im hellen Mondlicht weiß erschien; vorn schlangen sich Baumzweige ineinander, hinter denen der schwarze Schatten des Laubes sichtbar wurde. Nechljudow schaute auf den mondbeschienenen Garten und das Dach und auf den Pappelschatten und spürte und atmete die anregende frische Luft.

„Wie schön, wie schön, mein Gott, wie schön!“ sagte er von dem, was in seiner Seele war.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Maslowa kehrte nach Hause in ihre Zelle erst um sechs Uhr abends zurück, müde, mit schmerzenden Füßen nach dem ungewohnten Marschieren über fünfzehn Werst auf dem Pflaster und obendrein vernichtet durch das unerwartet strenge Urteil, und hungrig.

Als, noch während einer Pause in der Gerichtsverhandlung, die Wärter neben ihr einen Imbiß aus Brot und hartgekochten Eiern einnahmen, ließ ihr das Wasser im Munde zusammen, und sie fühlte, daß sie hungrig sei: aber jene zu bitten, hielt sie für demütigend. Als aber hiernach noch drei Stunden vergangen waren, hörte sie schon auf, sich Essen zu wünschen; sie fühlte nur Schwäche.

In diesem Zustande vernahm sie das unerwartete Urteil. Im ersten Augenblick dachte sie, daß sie sich verhört hätte; sie konnte nicht sofort glauben, was sie gehört, konnte mit dem Begriff einer zu Zwangsarbeit Verurtheilten nicht zurecht kommen. Aber als sie die ruhigen, geschäftsmäßigen Gesichter der Richter und der Geschwornen sah, die diese Verkündigung wie etwas ganz Natürliches entgegennahmen, geriet sie in Empörung und schrie durch den ganzen Saal, daß sie unschuldig sei. Als sie dann ebenso sah, daß auch ihr Schrei als etwas Natürliches, Erwartetes aufgefaßt würde, das an der Sache nichts ändern könnte, begann sie zu weinen im Gefühl, daß sie sich mit der grausamen, erstaunlichen Ungerechtigkeit, die ihr widerfahren war, ausöhnen müsse. Es setzte sie ganz besonders in Erstaunen, daß Mannsleute sie verurteilt hatten — junge, nicht alte Männer; eben dieselben, die immer so freundlich nach ihr hingeblickt hatten. Einen — den stellvertretenden Staatsanwalt — hatte sie in ganz anderer Stimmung gesehen. Während sie in Erwartung des Gerichtshofs im Arrestanzimmer saß, und auch während der Pausen in der Verhandlung, hatte sie gesehen, wie diese Mannsleute, indem sie sich stellten, als kämen sie zu einem andren Zweck, an ihrer Thür vorübergegangen oder auch ins Zimmer getreten waren, nur um sie zu beschäftigen. Und nun verurteilten diese selben Mannsleute sie plötzlich aus irgend einem Grunde zur Zwangsarbeit, obgleich sie in der Sache, deren man sie beschuldigte, unschuldig war. Sie weinte, aber dann saß sie still, fast vollständig stumpfsinnig in dem Arrestanzimmer und wartete auf ihre Abfertigung. Sie wünschte jetzt nur eins: zu rauchen. In diesem Zustande trafen sie die Botshkowa und Kartinkin, die nach dem Urteilspruch in dasselbe Zimmer geführt wurden. Die Botshkowa begann Maslowa sofort zu schelten und eine Zuchthäuserin zu nennen.

„Was haste nun davon? Haste Dich freigeredet? Freilich biste nicht durchgekommen, Dirne! Was Du verdienst, haste jetzt weg! Bei der Zwangsarbeit wirst die feinen Manieren schon ablegen!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der Asphalt blüht wieder. Sein an Sodom erinnernder Geruchstand weht zwischen den steilen Hänjerabhängen und bettet sich dann in den Schlemmhäuten der geduldigen Rassen der Großstadtmenigen. Das ist die Leuzfruchtbarkeit der unorganischen Natur. Unten an den Häusern wachsen an den Mauern die grannweißen oder rotgestreiften Niesenblüten, die sich dahartig über die Schaufenster breiten und die hinter ihnen gestapelten Schätze vor den entzündenden Strahlen der Sonne schützen; die Marquisen sind die Frühlingsschönen der Gith. Die Industrie erzeugt der Stadt die Frühlingsgewandung, wie für die kleinen Mädchen das Jubelgefühl der Inospenden Zeit sich dann und darin entfaltet, daß sie zum erstenmal wieder den dicken gestricelten Wollunterrod anziehen. Die größeren Mädchen der Stadt wenden besorgt ihr Antlitz vor dem schmeichelnden Koselicht, sie kühlen sich in dickere Schleiern von Tüll, Ruder und Jettkämmeln; denn dieser sanft werbende Gesell läßt auch die Sommerprossen treiben und schadet der Haut.

Draußen aber, allwo es noch andre Tiere giebt als Accumulatoren, erwacht in den Lufften ein unendliches Singen und Zwitschern. Wenn das Gemüt sich die köstliche Schwelgerei erlaubt — sie ist selten in der Ueberhaft moderner Arbeit — für Minuten völlig zu schweigen und tief zu lauschen, dann thut sich eine neue junge Welt auf. Wie aus Märchenfern schwebt sich ein wunderbares Zusammenklingen zarter Vogelstimmen, die ineinander weben und flattern wie das Laub der Bäume im leisen Wind. Und der Gohn kräftig unablässig, daß er, wenn nicht schöner, so doch lauter zu singen verstehe, als das ganze leichtfertige Vogelpaar zusammen. In der Stille erst redet die Natur, und der Mensch von heute, der niemals den Weg zu sich selbst findet, erstarrt über die plötzliche Entdeckung tausendfältiger Schönheit, für die er sonst weder Ohr noch Auge gehabt. Die pampeligen Knospen der Kastanie erzählen ihm liebe, lustige Kindergeschichten, die sich redenden Blätter werden ihm zu biden, ranfenden Armen und der feuchte Glanz, der auf der hellen, in bebender Sehnsucht sich entfaltenden Hülle schimmert, scheint ihm wie ein Auge, das in Freuden weint. Wenn die Nacht kommt, strömen die Balsampappeln geheimnisvollen Duft, als wollten sie den Dom der Welt weihen für das Fest des Erwachens. Die Stille raunt von unermeßlicher Seligkeit. Am nächsten Morgen aber schließt das Wunder des Schwelgens schon den Nach. Aus der Stadt rollen in lückenloser Folge zwei, drei, vierfach neben einander auf geraden Straßen die Fahrräder, die jungen glänzenden Blätter der die Wege sämenden Wärme erblinden im Staub, niemand hört mehr die Vogel, und das Motorgehör, der schreckliche Hai der aus Berlin führenden „Prachtstraßen“, stürmt toll in pfauchendem Lärm zwischen die ängstlich stiehenden menschlichen Motore — Furcht, Schreden und Benzingeruch um sich verbreitend. Die Störche, die oben im sonnigen Blau segeln, von niemand beachtet — der Radler denkt nur an die Lenkstange — können getrost wieder nach Egypten zurückfliegen; sie sind entbehrlich, denn ihr Geschäft wird sicher demnächst durch Motore ersetzt. . . .

Unser heimischer Frühling ist übrigens nur noch für die Proletarier da. Die Leute von gebildetem Besitz essen keine Kirchen, wenn sie auch in Werder reif sind. Fröhliche Erbeeren schmeiden im Dezember ihre Tafel, im Frühjahr sind sie bei den Weintrauben angelangt, und im Hochsommer speisen sie Schneeschöner. So genießen sie auch die Jahreszeiten zum mindesten ein paar Wochen früher als die Menschen, die nur das formale Recht aber nicht die Möglichkeit lustiger Freizügigkeit haben. Wenn wir ihnen entzückt von dem ersten warmen und hellen Frühlingmorgen schwärmen, zuden sie verächtlich: Ach, das haben wir schon im Februar viel schöner gehabt. Zeigen wir ihnen begeistert die schlanken, bunten Krokosblumen, die in den Vorgärten sich eben von der Erde aufrichten, als wollten sie das Gehen lernen, so erklären sie uns hochmütig, sie wären schon vor sechs Wochen zwischen Rosen gewandert, und sie sprechen von Ajaccio, Capri, Rom, Neapel, von der Riviera, und wie sie in Monaco schenftliches Pech gehabt. Seitdem der wirtschaftliche Aufschwung Deutschland vergoldet, erlebt jeder reichschaffene Deutsche den Frühling nicht auf dem Spittelmarkt, ja nicht einmal in Reubabelsberg, sondern dort unten im Süden. Nur wer die Sehnsucht kennt!

Auch ich kam es durch meinen Militärpaß beweisen, daß ich ein Deutscher bin. Auch ich bin ein Zeitgenosse des wirtschaftlichen Aufschwungs. Aber merkwürdig, so oft ich auch des Abends mit der sicheren Erwartung zu Bett ging, am Morgen in Nizza aufzuwachen, das Naturgesetz, das den Deutschen in der Ära des wirtschaftlichen Aufschwungs zwingt, den Frühling am Mittelmeer zu erleben, machte bei mir eine unheimliche und unbegreifliche Ausnahme. Ich blieb am Spittelmarkt hängen, und das Höchste war Schlachtenjee; hier stellte das Naturgesetz seine Funktionen ein, ich kam trotz des wirtschaftlichen Aufschwungs nicht weiter. Ich mußte warten, bis es dem Norden gefiel, den späten Frühling ins Land zu lassen. Nachdem ich aber endgültig das Verlagen des Naturgesetzes in meinem Fall erlaubt, nachdem ich mich mit dem schmerzhaften Verzicht vertraut gemacht, daß ich auch heuer nicht an die Riviera reisen würde, entschloß ich mich, die Riviera nach Berlin kommen zu lassen. Und das Mittelmeer strömte in der That nach Berlin, und ich habe so doch den südlichen Frühling genossen. Dabei kostete diese Reise mir ein paar Pfennige, so daß mein wirtschaftlicher Aufschwung für den Zweck vollkommen ausreichte.

Wollt Ihr das Rezept solcher wohlfeilen Frühlingssahrt lernen? Nichts einfacher als dies. Ich habe mir die Fremdenlisten der Riviera schicken lassen, und indem ich sie studierte, fühlte ich mich in südlicher Sonne, ich stellte mir im Carneval von Nizza, und am grünen Tisch zu Monaco durfte ich das Nehufache meines erträumten Vergnügens verlieren. Es sind große und interessante Blätter, diese Fremdenlisten, die sich betiteln: „La vie pratique. Courrier des Etrangers. Organe des Stations Hivernales de la côte d'azur, publiant seul la liste générale officielle des étrangers sur tout le littoral. Nice, Cannes, Menton, Monaco, Monte-Carlo, Beaulieu, St-Raphaël, Grasse, Hyères, Juan-les-Pins, Tamaris, Ajaccio, San Remo, Bordighera, Ospedaletti etc.“ — Es lautet das Herz, wenn es nur die Namen hört: Nizza, Cannes, Monte Carlo, San Remo, Bordighera . . .

Indessen nicht nur die Pauber des Mittelmeerfrühlings erziehen in diesen Blättern, der internationale Kapitalismus, der geniecht, taucht auf mit all seinen verwüstenden Leidenschaften. Die ganze Welt hat ihre Aristokraten des Besitzes hierher gehandt.

Gandel, Industrie und Großgrundbesitz sind auf diesem Parlament des Genusses vertreten, Offiziere und Staatsmänner, Bankiers und Sprößlinge des Feudaladels drängen sich zwischen den männlichen und weiblichen Abenteurern, den Wegelagerern der Spieltische. Die Fremdenlisten sind verräterisch, wenn auch die edel geborenen oder edel gewordenen Herren und Damen häufig inognito reisen. Niemand fragt in Monte Carlo nach dem wirklichen Namen. Gleichwohl läßt sich mancherlei aus den endlosen Listen lernen, vor allem die Erscheinung, daß gerade die Deutschen ausfälliger zahlreich sind: der wirtschaftliche Aufschwung ist doch eine Thatfache. Und was sollte so ein deutlicher Aufschwungling Besseres thun, als zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse von Monaco beizutragen, als der Nervenbraust sinnlosen Spiels zu fröhnen, das für die einen ein Vergenden, für die andern ein Erwerb ist! Die Arbeit und die — Politik der ganzen Erde muß für den Spieltisch von Monte Carlo steuern, wo die Harmlosen der Gesellschaft ihre Frühlingssäfte kultivieren.

Wenn man die Fremdenlisten aus dem Paradies des Spiels durchmuster, so fihlt man sich förmlich geandelt — so vornehm ist die Spieltischrunde. Da ragen die Berliner Herzöge der Fuanz, die Bleichröder, Schwabach und Goldberger. Da flutet aber auch das blaueste Blut preußisch-deutscher Aristokratie, diese Prinzen, Grafen und Barone, die den Familien derer von Hellborn, Hahfeld, Hohenthal, Ballestrin, Hohenlohe, Königsmark angehören. Ein tüchtiger Statistiker, der zugleich ein bißchen Kulturhistoriker und Politiker sein möchte, sollte einmal eine Saison von Monte Carlo in zuverlässigen Zahlen und Namen gründlich darstellen — man würde eine Kriebfeder politischer Strebungen erkennen. Leiden-geruch mischt sich in den Frühling der Riviera. Es sind nicht nur die ausgeraubten Spieler, die man eines Morgens oben an einem Baum mit einem Strid um den Hals oder unten auf dem Boden mit einem Loch in der Schläfe findet — das ist eine bedeutungslose Vernstkrankheit jener Gegend —, auch die glücklichen Genießenden schleppen mit sich unsichtbar die Opfer, die ihnen das schwellende, üppige Leben erarbeitet haben.

Rein, ich will lieber den Frühling verspätet genießen und mir im April genüsslich Weidenläschen ins Wasser stellen — statt der rauschenden Pracht dort unten. Ich kehre von der Riviera zurück: ich lege die aufrührerischen Fremdenlisten beiseite. Sie mögen gut zum Frühlingsspiel für den Unben dienen, der gestern zum erstenmal in die Schule gegangen und das erste Mal etwas vom lieben Gott erfahren hat. Ein Buch über Deutschlands Seegelung hat er bisher noch nicht als Prämie erhalten; es ist aber auch erst der zweite Tag seines Eindringens in die Wissenschaft. Michail, hoffe ich, wird er die Prämie kriegen. —
Joc.

Kleines Feuilleton.

— Der Grundriß der deutschen Städte. In einer interessanten Studie über den Grundriß der deutschen Städte hat, wie wir der „Nöln. Jta.“ entnehmen, Otto Schlüter in geschichtlicher Reihenfolge die wichtigsten Formen zusammengestellt, die in den Plänen der deutschen Städte wiederkehren. Als die ältesten Städte auf deutschem Boden erdheinen die römischen Niederlassungen im Rheingebiet und in Ober-Deutschland. Sie zeigen überall die gleiche Form des römischen Lagers. Im Anschluß an diese römischen Siedlungen haben sich dann in deutscher Zeit eine Reihe von Städten entwickelt. Das gleiche geschah bei zahlreichen mittelalterlichen oder frühlichen Gründungen, und endlich entwickelten sich einige Städte aus Dörfern. Die Anlage ist bei all diesen Orten sehr verschieden; nach Meinung von Schlüter scheint es, als ob unter Bevorzugung der radialen Anordnung der Straßen eine weitgehende Anpassung an örtliche Verhältnisse stattgefunden hätte. Die Straßen dieser Städte sind fast ausnahmslos geworden. Im weiteren Verlauf des Mittelalters traten dann wieder Grundrisse auf, die unter der Herrschaft der geraden Linie und des rechten Winkels standen; so in verschiedenen Formen bei den Zähringer Städten in Baden sowie in einem der Hauptsache nach gleichen Schema bei zahlreichen Städten und Stadtteilen des westlichen Deutschlands. Dieses dem römischen Lager nicht unähnliche Schema, das hier in Anwendung kam, wurde bei der Germanisierung des Ostens auch dorthin übertragen und findet sich daher auch in fast allen ostdeutschen Städten. Die Stadterweiterungen des späteren Mittelalters nahmen dann vielfach, auch im Osten, wieder die unregelmäßige Form der alten westdeutschen Städte an. Im 17. Jahrhundert begannen deutsche Fürsten Städtegründungen, die wiederum mathematische Formen zeigen; das beliebteste Motiv war das Schachbrett-Muster (Mannheim, Hanau usw.), daneben finden sich andre schematische Figuren, z. B. die Fächerform (Karlsruhe). Die nuchterne Art der Stadlanlage nach schematischen Figuren ist weiterhin die beliebteste geblieben, hat unter der Form des Rechteck-Systems das weite Gebiet Amerikas und anderer Kolonialländer erobert und sie hat bei europäischen Stadterweiterungen die meiste Anwendung gefunden. Auch wo das Schachbrett-Muster vermieden wird, steht, wie Schlüter betont, der heutige Städtebau noch tief im Schema. Er erwähnt besonders das moderne Stettin als Beispiel, in dem eine künstliche Figur gewählt wurde, statt daß man sich den natürlichen Verhältnissen anpaßte. Dagegen zeigen vielfach französische Stadterweiterungen mit ausgiebiger Verwendung

von Diagonallstraßen und Ringstraßen, die beide in hervorragender Weise den Verkehrsbedürfnissen zu dienen geeignet sind, bessere Formen. Daß auch in Deutschland derartige Formen, den Besonderheiten des einzelnen Falls verständnisvoll angepaßt, allmählich zur Verwendung kommen, hebt Schlüter schließlich rühmend hervor und bezeichnet als Beispiel dieser Art die von Stübben geleitete Stadterweiterung von Köln. —

— Die Seebären der Ostsee. Die Monatschrift „Himmel und Erde“ schreibt: Von Zeit zu Zeit beobachten die Bewohner der Ostseeküste ein plötzliches und vollkommen unmotiviertes Anschwellen des Wassers, bei welchem ein oder mehrere Wellen sich ganz plötzlich erheben und 1—2 Meter hoch den ganzen Vorstrand bis an die dahinterliegende Düne überfluteten, am Strande liegende Fischerboote und Netze hoch aufs Land werfen und den Menschen, die in einem solchen Augenblick am Strande beschäftigt sind, kaum so viel Zeit lassen, das rettende Ufer zu erreichen. Diese seltene Erscheinung, von welcher man in den letzten 1 1/2 Jahrhunderten etwa ein Duzend Beispiele kennen gelernt hat, wird mit dem eigentümlichen Namen „Seebär“ bezeichnet. Dieser Name hat natürlich mit dem gleichnamigen Säugtier nicht das geringste zu thun, sondern kommt von einem jetzt verschollenen Worte „Bahr“ her, welches Welle oder Woge bedeutet. Der letzte dieser Seebären fand im Mai 1888 an der mecklenburgischen und vorpommerischen Grenze statt und wurde von H. Credner in Greifswald eingehend untersucht und beschrieben. Die Erscheinung wurde des Nachts zwischen 2 und 5 Uhr an einer Anzahl von Stellen beobachtet, die sich im ganzen auf eine Küstenstrecke von 105 Kilometer Länge verteilen, doch war auf dieser Linie durchaus keine gleichartige Entwicklung des Phänomens zu konstatieren, sondern es zeigten sich vier deutlich erkennbare Streden, auf denen der Seebär beobachtet war, während dazwischen andre Gebiete liegen, an denen von der Erscheinung nicht das geringste wahrgenommen, respektive wo sie überhaupt nicht aufgetreten war. Die See war an allen Beobachtungsorten vollkommen still, obwohl ein im Nordwesten stehendes Gewitter sich durch zahlreiche Blitze und Donnerschläge verriet. In den Beobachtungspunkten wehte nur eine schwache Brise, aber an einzelnen Stellen wurden starke, auf ganz schmale Striche sich beschränkende Böen in derselben Zeit wahrgenommen. Der Seebär erfolgte in der Weise, daß plötzlich das Wasser um den Betrag von 1 1/2—2 Meter anstieg und sich in dieser Höhe über den ganzen Strand hinweg ergoß, dann zurückebbte und nach einer Pause von 5 bis 10 Minuten mit einer zweiten, etwas niedrigeren Woge zurückkehrte. An manchen Stellen wurde dann noch eine dritte, noch kleinere beobachtet. Bei manchen gut beobachteten Seebären wurden Geräusche vernommen, die als ein Brummen oder Brausen, oder sogar als eine Art von Knall bezeichnet werden. Diese rätselhafte Erscheinung wurde im 18. Jahrhundert auf „unterseeische“ Gewitter oder elektrische Entladungen oder ähnliche krause Dinge zurückgeführt, während in der neueren Zeit gewöhnlich einem Zusammenhang der Erscheinung mit Erdbeben das Wort geredet wurde. Dem widerspricht aber, wie Credner richtig bemerkt, der Umstand, daß nur bei einer einzigen derartigen Erscheinung ein zeitlicher Zusammenhang mit einem Erdbeben, und zwar dem großen und schweren von Lissabon, sich feststellen ließ, während alle übrigen durchaus nicht mit einem irgendwo beobachteten Erdbeben zusammenfallen. —

Aus dem Tierleben.

— Zur Biologie des Hummers. Die Föchtung von Hummerlarven im Aquarium ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, insofern immer nur ein kleiner Prozentsatz der jungen Tiere über alle Larvenstadien hinaus gebracht werden konnte. Hauptächlich wird der Fäätungsprozess den Larven sehr gefährlich. Die Schwierigkeit in der Beobachtung der Lebensweise des Hummers liegt auf der Hand, kein Wunder darum, daß es selbst Forschern wie Ehrenbaum u. a. nicht gelungen ist, unbedingte Klarheit über Einzelheiten aus dem Leben des Hummers zu gewinnen. Ein stüttiger Punkt war z. B. die Frage nach der Periodicität in der Eierablage der Hummerweibchen. Während Herrid für die amerikanische Art annahm, daß zwei Jahr zwischen jeder Eierablage verstreichen, glaubte Ehrenbaum für die europäische Art eine vierjährige Wartezeit annehmen zu müssen. Jetzt ist es Appellöf in Bergen gelungen, an einigen hundert Hummern, welche in einem natürlichen Bassin unweit des Meeres gehalten wurden, mit vollkommener Sicherheit festzustellen, daß allemal zwei Jahre zwischen jeder Eierablage verfließen. Zudem Appellöf das Glück hatte, einige Hummern im Aquarium zur völligen Entwicklung zu bringen, fand er hinreichend Gelegenheit, Wachstum und Lebensweise der Larven und jungen Hummern — der älteste erreichte ein Alter von sieben Monaten — zu beobachten. Seinem Originalbericht an die „Mitteilungen des Deutschen Seefischereivereins“ entnimmt der „Prometheus“, daß das Wachstum durch niedrige Temperatur verzögert wird. Zu den ersten drei Stadien und unmittelbar nach der dritten Fäätung, also im Anfang des vierten Stadium, schwimmen die Larven frei umher; dann aber gehen sie zu Boden und nehmen die Lebensweise der Erwachsenen an. Mit dem Eintritt ins fünfte Stadium verzichten sie fast ganz auf die Ausbildung ihres Schwimmvermögens, leben versteckt unter Steinen und lehren allemal an

ihren alten Unterschlupf zurück, wenn sie freiwillig oder gezwungen denselben verlassen hatten. Auf diese Weise entziehen sie sich am besten der Verfolgung ihrer vielen Feinde, so daß angenommen werden muß, daß von dem fünften Stadium an ein verhältnismäßig großer Prozentsatz zur laichreifen Entwicklung fortschreitet. Hütungen wurden auch im Winter beobachtet. Auch konnten bezüglich des Wachstums individuelle Verschiedenheiten beobachtet werden, so z. B. wie von einem Jungen das sechste Stadium etwa einen Monat früher erzielt wurde, als von den übrigen, obgleich Größe und äußere Lebensbedingungen dieselben waren. —

Technisches.

— Thermometer aus Bergkrytall. A. Dufour ist es gelungen, an Stelle der verhältnismäßig leicht schmelzenden Gläser — selbst das Jenaer Thermometerglas fängt an bei dunkler Rotglut (600 Grad) zu erweichen — den reinen Quarz oder Bergkrytall zu verwenden, um Thermometergefäße daraus zu machen. Er behandelt ihn vor dem Knallgasgebläse wie Glas und füllt die Gefäße mit Zinn, bestimmt die Fixpunkte, nach denen die Kalibrierung geschieht, durch den Siedepunkt des Quecksilbers (360 Grad), des Schwefels (530 Grad) und für noch höhere Temperaturen des Cadmiums und Zinks. Da der Quarz erst bei 1000—1200 Grad anfängt zu erweichen, so wäre es wohl möglich, bei nicht allzu großen Schwierigkeiten der Herstellung ein recht bequemes Thermometer bis zur Weißglühhitze zu erhalten. Die „Techn. Rundschau“ bemerkt dazu, daß sich Bergkrytall nach dem Schmelzen genau so wie Glas verarbeiten läßt. Er bildet eine teigige, zähe Masse, welche sich in die beliebigen Formen und zu feinsten Fäden verarbeiten läßt. —

Humoristisches.

— Gemütlich. Gemeindediener: „Ja, was ist denn jetzt dös?!... Wissen Sie nicht, daß es verboten ist, hier zu baden?... Gleich geh'n S' raus und leih'n S' mir Ihren Bleistift, damit ich Sie aufschreiben kam!“ —
— Eine poetische Gattin. „... und welches war der Höhepunkt Ihrer ägyptischen Reise, Frau Schulze?“
„Der 14. Juli. In diesem Tage hab' ich meinem Mann auf der Pyramide des Cheops einen abgerissenen Knopf augenäht!“ —
— Angemessen. Hausfrau: „So eine Frechheit! Auf Ihre Rechnung schreibt der Schuster „Hochwohlgeboren“ und auf unsre „Wohlgeboren!“
Dienstmädchen: „Ja, Madam, ich bezahle meine Rechnung aber auch immer gleich!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Ludwig Dettmann wollte seine für Altona bestimmten Wandgemälde in der Großen Berliner Kunstausstellung zeigen. Die Berliner Sezession erklärte die Beteiligung seiner Mitglieder an dieser Ausstellung für unvereinbar mit seinen Statuten; Dettmann, der bisher dem Vorstande angehörte, hat infolgedessen seinen Austritt aus der Berliner Sezession angezeigt. —
— Der bekannte Wagnerjänger Heinrich Vogl ist in München infolge eines Schlaganfalls plötzlich gestorben. Der Künstler war im Jahr 1845 in Lu bei München geboren und war erst Schullehrer, bevor er im Jahr 1865 als Max im „Freischütz“ mit durchschlagendem Erfolg zuerst die Bühne der Münchener Hofoper betrat und sofort angestellt wurde. —
— Der ehemalige Direktor der Wiener Hofoper, Wilhelm Zahn ist gestern morgen gestorben. Zahn, der seit nahezu einer Woche schwer leidend war, befand sich meist in tiefer Bewußtlosigkeit. —
— Auf der Jahresausstellung der „Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens“ erhielten die Woppsweder Karl Winnen die große und Heinrich Wogeler die kleine goldene Staatsmedaille. Außerdem erhielten Maler Courtenz in Brüssel, der schon die große goldene Medaille besitzt, den Rappel (Ehrendiplom), Bildhauer Jef Lambeaux in Brüssel und Heinrich Lesler nebst Joseph Urban in Wien für Zeichnungen zu Musäus Märchen die große goldene Staatsmedaille. —
— Der französische Bildhauer Alexander Falguiere ist in Paris gestorben. —
— In Tokio hat eine deutsche Zeitschrift unter dem Titel „Die Wahrheit“ im März zu erscheinen begonnen. —
— „Die Liebchen“ ist nach Syprian ein litauisches Wort; dort heißen „Jilibas“ die „Pärchen“, die zwei Hahnenklee in einem Gehäuse. —
— Eine Sehenswürdigkeit ist ein in voller Entfaltung stehender Rosenbaum (Maréchal Niel) im Gewächshause der Schloßgärtnerei in Vrestau (Kreis Sorau). Er ist etwa 25 Jahre alt und verbreitet sich über den ganzen Raum von rund 90 Quadratmetern, wo er steht. Von oben gesehen bemerkt man an ihm einen Wald von Blüten und Knospen, deren Zahl sich, nachdem schon einige hundert abgeknitten sind, auf etwa 4000 beläuft. —